

HEINRICH I.

(919–936)

Originalveröffentlichung in: Bernd Schneidmüller, Welfische Kollegiatstifte und Stadtentstehung im hochmittelalterlichen Braunschweig, in: Rat und Verfassung im mittelalterlichen Braunschweig. Festschrift zum 600-jährigen Bestehen der Ratsverfassung 1386-1986 (Braunschweiger Werkstücke 64), Braunschweig 1986, S. 253-315.

Nur das Siegelbild kündigt davon, wie Heinrich I. gesehen werden wollte: Ein Krieger in Halbfigur, mit spitzer Nase und kurzem Haar, die Lanze in der rechten, den Schild in der linken Hand, auf dem Kopf eine Krone, in der oberen Hälfte als «König Heinrich» (HEINRICVS REX) benannt.¹ Der von 922 bis 936 genutzte Siegelstempel imitierte die Siegelbilder der beiden königlichen Vorgänger Heinrichs I. und übertraf sie noch an künstlerischer Qualität. Der letzte Karolinger Ludwig IV. «das Kind» (900–911), Konrad I. (911–918) aus dem Haus der fränkischen Konradiner, Heinrich I. aus der neuen Königsfamilie der Liudolfinger/Ottonen, schließlich sein Sohn Otto I. der Große (936–973) – sie alle traten ihren Untertanen in einer bild- und schriftarmen Zeit als Kämpfer entgegen.

Diese Präsentation läßt die großen Herausforderungen in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts erkennen, ebenso den Willen der Könige, ihr Abbild beim Wechsel der Herrscherfamilien nicht zu verändern. Solche Beharrlichkeit gilt auch für den Titel Heinrichs I. Wie seine Vorgänger nannte er sich in seinen Urkunden «Heinrich durch Gottes günstige Milde König» (*Heinricus divina favente clementia rex*). Die Wertschätzung der Dauerhaftigkeit kam in der Übernahme des Urkundenschreibers Simon aus der Kanzlei des Vorgängers zum Ausdruck. So bettete der gleiche Mann in der Schaltstelle der Reichsverwaltung den neuen Herrscher in monarchische Kontinuitäten. Schon in der ersten erhaltenen Urkunde griff Heinrich I. 920 Privilegien seiner beiden Vorgänger Ludwig und Konrad auf, 923 und 926 stellte er sich in die Linie früherer Könige oder Kaiser der Franken (*reges vel imperatores Francorum*).²

Angesichts solcher Kontinuitäten in Verwaltung, Präsentation und Zeichenhaftigkeit verblüffen die vielen Vorstellungen vom Neube-

ginn, die sich später mit dem Königtum Heinrichs I. verbanden. Modernen Historikern galt er nach Jahrzehnten des Niedergangs als Erneuerer des Reichs aus dem Norden, als erfolgreicher Realpolitiker, als strahlender Heidsieger, als programmatischer Wegweiser einer Ostpolitik, als Stammvater einer neuen Dynastie, als Begründer des mittelalterlichen Reichs der Deutschen. An der Grablege in Quedlinburg knüpfte das nationalsozialistische Deutschland im Abstand von 1000 Jahren 1936 an einen vermeintlich germanischen Helden an, der für abstruse Ideen von Rassereinheit und Unterwerfungspolitik in Dienst genommen wurde. 1050 Jahre nach der Königswahl in Fritzlar orientierte sich 1969 das Gedenken im geteilten Deutschland anders, richtete sich in der DDR auf 919 als Geburts- oder Krisenjahr der deutschen Geschichte, in der alten Bundesrepublik auf die Schaffung der mittelalterlichen Nation. Das geeinte Deutschland bedarf eines solch nationalen Königs nicht mehr in gleichem Maß. Die Erinnerungen richten sich neuerdings auf die Entstehung Deutschlands und Frankreichs aus gemeinsamen Wurzeln, auf Gleichrangigkeit und Freundschaft der Führungsgruppen, auf Heinrichs Königslandschaft im heutigen Sachsen-Anhalt als Schauplatz großer europäischer Geschichte. So wandelte sich Heinrich I. im Blick moderner Menschen vom Kriegshelden zum Friedenskönig.

Solche Urteile fanden – mit Ausnahme rassischer Instrumentalisierung – Anknüpfungspunkte in der Geschichtsschreibung des 10./11. Jahrhunderts. Drei Jahrzehnte nach Heinrichs Tod 936 schrieben Hrotsvit von Gandersheim, Widukind von Corvey, Liudprand von Cremona und Adalbert von Magdeburg die Grundlagen unseres historischen Wissens aufs Pergament. Zwischen Heinrichs Lebenszeit und dem Interesse der Geschichtsschreiber lagen der grandiose Aufstieg Ottos des Großen und seine Kaiserkrönung 962 in Rom. Mit ihr setzten sich die Autoren auseinander, zustimmend oder kritisch-verschweigend. Ihre Werke reagierten auf die neue imperiale Italienpolitik. Den Dynastiegründer Heinrich I. fügte man darum in der Erinnerung fest in die eigene, die sächsische Geschichte ein. Der Übergang der Königsherrschaft von den Franken auf die Sachsen im Jahr 919 gehört seither zum historischen Ordnungswissen. Im Konzept des Corveyer Mönchs Widukind († nach 973) verband die Familie Heinrichs I. das Königtum zielgerichtet mit dem sächsischen Volk. Bischof Thietmar von Merseburg († 1018) nannte seine Herrscher «Könige Sach-



Siegel König Heinrichs I. auf einer Urkunde vom 22. April 922

sens» und richtete seine Chronik am Modell der Dynastie aus: ein Heinrich zu Beginn, drei Ottonen, ein Heinrich am Ende.

Am scheinbar sicheren Wissen nagt heute die Skepsis. Die Erschütterung historischer Zuversicht muß am Beginn einer biographischen Skizze stehen. Die Botschaften, die über fast 1100 Jahre zu uns dringen, sind durch die Blicke der Nachgeborenen angereichert und verformt. Zum wirklichen Herrscher, zu seinen Hoffnungen und Sehnsüchten, seinem Ich oder seinen Zielen dringen wir nicht mehr zurück. Das macht die Spurensuche aber nicht sinnlos. Auch wenn wir nicht mehr das wahre Leben aus dem Gedächtnis herauschälen, gelangen wir trotzdem zu alten Erinnerungen an königliches Wirken. Sie for-

men die Herrscherbiographie des ersten Königs unserer Reihe, eine Unsicherheit des Anfangs, die beispielhaft das Wesen wie die Grenzen erzählter Geschichte vom Mittelalter hervortreten läßt.

Gewöhnlich vertrauen sich Historiker dem Bericht Widukinds von Corvey an. Wegen seiner Verwandtschaft mit Heinrichs Gemahlin Mathilde schien er aus dem Zentrum der Macht zu berichten, gar das historische Bewußtsein der Königsfamilie einzufangen. Wir wissen inzwischen, daß der Mönch nicht aus einer herrscherlichen Hausüberlieferung schöpfte, sondern aus seinem Kloster auf die Welt schaute und diese für sich zurechtschrieb. Deshalb lesen wir die berühmten Texte von den Königserhebungen Heinrichs I. 919 oder Ottos des Großen 936 nicht mehr als objektive Augenzeugenberichte, sondern als erinnerte Geschichte aus der Gegenwart der Jahre 972/973. Doch begegnen uns die inhaltsschweren Worte nur als bloße Fiktionen, als verformte Erinnerung? Oder greifen wir über alle Beliebigkeit noch Splitter der Wirklichkeit? In solchen Fragen scheint heute keine Einigkeit in Sicht. Die Ablehnung der Texte als bloße «Sagen» geht freilich ebenso in die Irre wie das blanke Vertrauen in die spätere Verschriftlichung sicherer «Augenzeugenberichte». So lesen wir die Geschichten vom Aufstieg Heinrichs I. als historische Wirklichkeit im verformenden Gedenken.

Adelsverbände aus fränkischem Erbe

Wie will man die Dynastie nennen, an deren Spitze Heinrich stand? Der Name «Ottonen» hat sich weitgehend durchgesetzt. Heinrich taugte wegen seines großen kaiserlichen Sohns nicht als Namengeber. Im Blick auf das ganze Adelsgeschlecht aus Grafen, Herzögen, Königen und Kaisern spricht man auch von «Liudolfingern». Denn am Anfang standen als erste sichere Ahnen der sächsische Graf Liudolf († 864/866) und seine fränkische Gattin Oda.

In Sachsen zählten Liudolf und Oda zu den führenden Familien. Seinen Erinnerungsort fand das Geschlecht anfangs im Kanonissenstift Gandersheim, wo nacheinander drei Töchter und eine Enkelin als Äbtissinnen amtierten. Liudgard, eine weitere Tochter, wurde um 870 mit dem karolingischen König Ludwig III. (dem Jüngeren) verheiratet. Damit waren Königsnähe und herausragender Rang von Liud-

gards Brüdern Brun und Otto gesichert. Bruns Herrschaft endete 880 in einer vernichtenden Niederlage gegen die Normannen. Mit ihm fanden die Bischöfe von Minden und Hildesheim sowie elf sächsische Grafen den Tod. Seinem jüngeren Bruder Otto («dem Erlauchten») fiel damit die Herrschaft zu, nach den Worten Widukinds von Corvey ohnehin der begabtere der beiden Brüder. Otto wurde zu einem der großen Namengeber in der Familiengeschichte. Verheiratet war er mit Hadwig, vielleicht eine Tochter des in Mainfranken begüterten Babenbergers Heinrich. Der fränkische Schwiegervater hätte dann den zweiten Herrschernamen ins spätere Königshaus gebracht. Ihre Nähe zu den Karolingern festigten die Liudolfinger in einer zweiten Ehe. 895 heiratete Oda, die Tochter Ottos, König Zwentibold, den illegitimen Sohn Kaiser Arnulfs und letzten Herrscher Lotharingens.

Schon Otto («der Erlauchte») – so behauptet Widukind – sei nach dem Tod des letzten ostfränkischen Karolingers Ludwig 911 als Kandidat für das Königtum bestimmt gewesen. Wie der tatsächlich gewählte König Konrad I. (911–918) aus dem Konradinerhaus gehörte der Liudolfinger durchaus zu den königsfähigen Familien. In der Generationenfolge Liudolf – Otto («der Erlauchte») – Heinrich treten Angehörige einer adligen Elite auf, die im weiten Handlungsrahmen des ostfränkischen Reichs agierte. Trotz ihrer sächsischen Basis mag man sie kaum auf das sächsische Volk reduzieren. Will man Graf Liudolf überhaupt als «Sachsen» ansprechen, so war sein Enkel Heinrich durch seine fränkische Mutter und Großmutter bereits ein «Dreiviertel-Franke».

Als erster Liudolfinger heiratete Heinrich in zwei Ehen nur noch sächsische Damen. Die erste Verbindung mit Hatheburg, aus der ein ältester Sohn Thankmar hervorging, wurde erfolgreich angefochten. Hatheburg hatte nämlich als Nonne schon ein Keuschheitsgelübde abgelegt. Als Heinrich auf Drängen des Bischofs von Halberstadt endlich die Ehe löste, behielt er den Besitz der verstoßenen Gattin im liudolfingischen Kernland am Nordharz. Die zweite Gattin Mathilde galt als noch bessere Partie. Sie gehörte der Nachkommenschaft des legendären Sachsenführers Widukind an, der im 8. Jahrhundert den Widerstand gegen Karl den Großen organisiert hatte. Ihrem Gemahl brachte Mathilde neben dem historischen Glanz Besitz aus Engern und Westfalen und damit den Ausgriff über das alte ostfälische Kerngebiet ein. Aus der Ehe gingen drei Söhne (Otto, Heinrich, Brun) und zwei Töch-

ter (Gerberga, Hadwig) hervor. Sie prägten die künftige Geschichte ihrer Familie in entscheidendem Maß. Ihre vielen Nachkommen ließen im Hochmittelalter die Vorstellung von Heinrich und Mathilde als Stammeltern der europäischen Königshäuser entstehen.

Beim Tod Ottos («des Erlauchten») 912 fielen Rang und Besitz der Liudolfinger, wenn auch nicht ungeschmälert, seinem Sohn Heinrich zu. Erst Widukinds *Sachsengeschichte* erblickte darin «die herzogliche Würde über ganz Sachsen».³ Tatsächlich steckte die Entwicklung der Herzogtümer erst in den Anfängen. In Sachsen stellte sich Heinrich an die Spitze adliger Verbände und geriet rasch in Konflikt mit König Konrad I., dessen Bruder Eberhard und vermutlich auch mit Erzbischof Hatto von Mainz. Die kriegerischen Auseinandersetzungen, bekannt aus anekdotischer Verformung, sahen offenbar keinen eindeutigen Sieger und endeten mit der Belagerung der Burg Grone (heute Göttingen) durch den König 915. Welche Abmachungen hier getroffen wurden, läßt Widukinds *Sachsengeschichte* nicht erkennen. Vielleicht warf sich Heinrich seinem König zu Füßen und schloß mit ihm ein Freundschaftsbündnis?⁴ Wie immer dieser Frieden auch ausgehandelt wurde – seine Inszenierung fiel nach Heinrichs Königserhebung zielgerichtet dem Vergessen anheim. Doch der Ausgleich hielt bis zu Konrads Tod 918.

Wege zum Königtum

Konrad I. vermochte es bei aller gottgegebenen Würde nicht, die süddeutschen Führungsschichten an seine Königsherrschaft zu binden. Obwohl die Bischöfe den Herrscher stützten, setzten sich mit Burkhard in Schwaben und Arnulf in Bayern mächtige Gegner des Konradiners durch. Als er sich im Kampf gegen Arnulf jene Wunde holte, an der er am 23. Dezember 918 starb, symbolisierte das die Kraft des Adels und die Grenzen der Monarchie. Wie 911 gab es 918 keinen legitimen Nachfolger, denn Konrad hinterließ keine Kinder. Das Reich kannte keine verbindliche Thronfolgeordnung. In karolingischer Zeit hatte sich die Nachfolge der Königssöhne eingespielt, doch ihre Legitimität erwuchs aus der Adelswahl. Über Jahrhunderte blieben die Gruppe der Wähler und die Formen des Wahlvorgangs unregelt. Rechtmäßigkeit ergab sich aus dem Erfolg. Nur undeutlich lassen sich

zeitgenössische Ordnungsmuster ausmachen. Die besten Chancen besaßen Königssöhne aus einer legitimen Ehe. Brüder oder Schwiegersöhne gingen bei der Thronfolge immer wieder leer aus. Auch Konrads Bruder Eberhard erlangte den Thron nicht, stieg aber zum wichtigsten Mann im fränkischen Volk auf.

Eine späte Quelle des 12. Jahrhunderts, die älteren *Salzburger Annalen*, meldet die Königserhebung des bayerischen Luitpoldingers Arnulf im «Reich der Deutschen» (*in regno Teutonicorum*).⁵ Es gilt inzwischen als sicher, daß der Reichstitel erst einem späteren Sprachgebrauch entsprang. Aber Arnulfs Griff nach dem Königtum ist nicht unwahrscheinlich. Denn wie die Konradiner oder Liudolfinger gehörte er zur adligen Spitzengruppe des Reichs. Seit dem 9. Jahrhundert traten die herausragenden Handlungsträger immer deutlicher hervor. Sie handelten reichsweit, erlangten aber ihre Führungsposition in einzelnen Völkern des Frankenreichs. In karolingischen Diensten aufgestiegen, hatten große Männer wie der Welfe Rudolf oder der Robertiner Odo bereits 888 erfolgreich das Königtum in Burgund oder Westfranken erlangt. Auch die Luitpoldinger oder Liudolfinger als ihre Standesgenossen waren königsfähig.

Im ostfränkischen Reich setzte sich Heinrich durch. Seine Wege zur uneingeschränkten Herrschaft über Franken, Sachsen, Bayern und Alemannen/Schwaben gestalteten sich lang und mühsam. Keine zeitnahe Quelle fängt die Gründe für die Erfolge oder die Zeichen des Aufstiegs ein. Ein zeitgenössischer Chronist aus dem westfränkischen Reich, der Reimser Domherr Flodoard, benannte Heinrich als «überrheinischen Fürsten» und gönnte ihm erst bei seinem Tod 936 den Königstitel. Lag es am Unwissen, an westfränkischer Geringschätzung, an geistlicher Ablehnung eines ungesalbten Königs? Oder blieben Heinrichs Wege zum Königtum allzu lange undeutlich? Seine erste Urkunde für das Kloster Fulda datierte der König auf den 3. April 920 und ließ sie – noch provisorisch – mit einer antiken Gemme besiegeln. Warum brauchte dieser Herrscher so lange, bis er sich seit 922 auf seinen Siegeln als Krieger präsentierte und in etwas dichter Folge Urkunden ausstellte? Was geschah zwischen Konrads Tod im Dezember 918 und der ersten überlieferten Beurkundung vom April 920? Nur die königliche Kanzlei teilt in den Urkundendatierungen ihre Version vom Beginn des Königtums mit: Heinrich erlangte es zwischen dem 12. und 24. Mai 919.

Ausführlich berichtet die spätere Geschichtsschreibung von dieser Königswahl. Insbesondere Widukind prägte der Nachwelt die Bilder. Doch es sind Erinnerungen aus dem Abstand eines halben Jahrhunderts. Ob man die eigenen Anfänge kühn inszenierte oder ob verbindliche Wahrheiten aus den Geschichten hervortreten, bleibt heftig umstritten. Aus unserer bloßen Phantasie wissen wir es auch nicht besser, vertrauen uns vielmehr der Deutungsmacht der späteren Chronisten an und hoffen, daß das Gedächtnis ottonischer Eliten als Prüfinstanz für das Geschriebene taugte. Widukind von Corvey, Adalbert von Magdeburg und Liudprand von Cremona – sie alle schöpften aus mündlichen Erzählungen. Doch sie schrieben das Gehörte unabhängig voneinander nieder und machen deutlich, daß man sich in der Umgebung des ottonischen Kaiserhofs König Konrad I. als Initiator von Heinrichs Königswahl dachte. So glich die Designation auf dem Totenbett das Scheitern Konrads aus. Ein Denkmal in Villmar an der Lahn erhielt 1894 die Aufschrift: «Deutscher König und Graf des Lahngaues übertrug in treuer Sorge für des Reiches Sicherheit und Macht sterbend Heinrich von Sachsen Krone und Herrschaft».⁶

Widukind von Corvey erzählt, Konrad I. habe im Angesicht des Todes seinen Bruder Eberhard zu sich gerufen und eine Rede gehalten: «Ich fühle, Bruder, daß ich dieses Leben nicht länger behalten kann, da Gott es so befiehlt und eine schwere Krankheit mich bedrückt. Darum überlege bei dir selbst, Sorge, was dich hauptsächlich angeht, für das ganze Frankenreich und beachte meinen brüderlichen Rat. Wir können, Bruder, Truppen aufstellen und ins Feld führen, wir besitzen Burgen, Waffen, die königlichen Insignien und alles, was die königliche Würde fordert; aber wir haben kein Glück und keine Eignung. Das Glück, Bruder, ist mit der hervorragendsten Befähigung an Heinrich übergegangen, die Entscheidung über das Reich liegt bei den Sachsen. Deshalb nimm diese Abzeichen, die heilige Lanze, die goldenen Armspangen mit dem Mantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, gehe zu Heinrich und mache Frieden mit ihm, damit du ihn immer zum Verbündeten hast. Denn warum ist es nötig, daß das Frankenvolk mit dir vor ihm zusammensinkt? Er wird wahrhaftig König sein und Kaiser über viele Völker.» Der weinende Bruder gab sein Einverständnis, der König starb, und sächsische Dankbarkeit verklärte sein Gedenken: «ein tapferer und mächtiger Mann, im Krieg wie im Frieden hervorragend, freigebig, mild und mit allen Vorzügen ausgestattet».⁷ Feh-

ler im Bericht sind offensichtlich: Heinrich I. erwarb die heilige Lanze erst Jahre später, das Kaisertum fiel ihm niemals zu. Doch Konrads Worte spiegeln den Nimbus der mittelalterlichen Monarchie: Glück und Eignung (*fortuna atque mores*) gehörten zum erfolgreichen Regieren. Lange nannte man dies «Königsheil», bis das Heil im Deutschen außer Mode kam.

Den Fortgang der Dinge erzählt Widukind mit Liebe fürs Detail. Eberhard zog zu Heinrich, stellte sich ihm mit all seinen Schätzen zur Verfügung und erreichte ein Friedens- und Freundschaftsbündnis. Dann versammelte er die Anführer des fränkischen Heeres in Fritzlar und rief vor dem ganzen Volk der Franken und Sachsen Heinrich zum König aus. Als Erzbischof Heriger von Mainz dem neuen Herrscher Salbung und Krone anbot, lehnte Heinrich das ab: «Es genügt mir, daß ich meinen *maiores* (Vorfahren oder Adligen?) das voraus habe, daß ich wegen Gottes Wohlwollen und eurer Huld König genannt und dazu ausgerufen werde. Salbung und Krone aber sollen Besseren als mir zukommen; einer so großen Ehre halten wir uns für unwürdig.» Die Worte gefielen dem Volk, und mit hoch erhobener rechter Hand rief es laut den Namen des neuen Königs aus.⁸

Ein Wahlvolk aus Franken und Sachsen, Fritzlar als Grenzort zwischen beiden Völkern, die süddeutschen Völker abwesend, ein ungesalbter König – die weltliche Königserhebung erfuhr in mittelalterlichen Quellen und in der Geschichtswissenschaft sowohl heftige Kritik als auch große Zustimmung. Thietmar von Merseburg fürchtete schon ein knappes Jahrhundert nach der abgelehnten Salbung, «hierin eine Sünde sehen zu müssen».⁹ Nationale Historiker freuten sich später über den klaren Sinn des neuen Königs und seinen Verzicht auf jene Abhängigkeit vom Klerus, der die Monarchie 150 Jahre später in die Krise führte.

Doch so weit konnte Heinrich noch nicht denken. Sogleich regierte er mit der Kirche, machte den in Fritzlar zurückgewiesenen Erzbischof Heriger zum Erzkanzler und damit zum Ehrenvorsteher seiner Kanzlei. Warum also der spektakuläre Verzicht auf die Salbung? Erklärungen fallen unterschiedlich aus. Ließ Heinrichs langer kämpferischer Weg zum Königtum eine einzige feierliche Antrittszeremonie gar nicht zu? Wollte der neue König durch anfängliche Bescheidenheit die Herzen seiner einstigen adligen Standesgenossen gewinnen und den Konsens zum Programm seines Königtums erklären? Oder gehörte

die Salbung 919 noch gar nicht zum Herrschaftsantritt im ostfränkischen Reich, so daß erst das geistliche Zeremoniell unter Otto dem Großen ein früheres Fehlen erklärungsbedürftig machte? Eine eindeutige Antwort auf solche Fragen gelingt nicht. Als Tatsache bleibt der ungesalbte König.

Heinrichs Griff nach der ganzen Macht dauerte länger als bis zur ersten Urkunde von 920. Nur durch einen Feldzug zwang er in diesem Jahr Burkhard als den wichtigsten Adligen Alemanniens zum Gehorsam. «Obwohl dieser ein unwiderstehlicher Krieger war, merkte er als kluger Mann trotzdem, daß er einen Kampf nicht bestehen könne, und vertraute sich ihm mit allen seinen Burgen und seinem Volk an.» 921 belagerte Heinrich seinen Widersacher Arnulf im bayerischen Hauptort Regensburg. «Aber Arnulf sah, daß er dem König nicht widerstehen könne, öffnete die Tore, trat hinaus zum König und unterwarf sich mit seinem ganzen Königreich.»¹⁰

Jetzt erst war Heinrich im ganzen Reich akzeptiert, von Franken und Sachsen, von Alemannen/Schwaben und Bayern. Das Glück des neuen Königs mehrte sich, als er zwischen 923 und 925 auch den Adel Lotharingiens an sich zog. Damit fiel das Kernland der Karolinger mit den fränkischen Erinnerungsorten Aachen, Metz und Trier an den Liudolfinger. Als Königreich in den karolingischen Reichsteilungen des 9. Jahrhunderts entstanden, blieb Lotharingien (Lothringen) seit 870 zwischen dem ost- und dem westfränkischen Reich umstritten. 911 hatte sich der lotharingische Adel vom ostfränkischen Königtum ab- und dem westfränkischen Karolinger Karl («dem Einfältigen», 893–923, † 929) zugewandt. Nach dieser Mehrung seiner Herrschaft nannte der sich «König der Franken» (*rex Francorum*) und eröffnete die Konkurrenz um die legitime Fortführung fränkischer Geschichte. Auch Heinrich I. präsentierte sich nicht als Sachse, sondern behauptete die fränkischen Wurzeln seines Königtums. So blieb der Wettstreit um die fränkische Legitimation offen. Erst die römische Ausrichtung ostfränkischer Politik stellte Heinrichs Nachfolgern die Weichen neu. So gehörte dem Westen schließlich Name wie Geschichte der Franken/Franzosen und dem Osten die römische Welt. Aber von solchen Verfestigungen mit prägenden Folgen für die europäische Geschichte war Heinrich I. noch weit entfernt, als er in der Krise des karolingischen Königtums in Westfranken die führenden Adligen und Kirchenmänner Lotharingiens für seine Herrschaft gewann. Die Auswei-

tung des ostfränkischen Reichs nach Westen über die germanisch-romanische Sprachgrenze hinaus hatte bis weit in die frühe Neuzeit hinein Bestand.

Die Konsolidierung des ostfränkischen Reichs zwischen Elbe und Saale im Osten, Maas und Schelde im Westen, Holstein und den Alpen im Norden und Süden darf als zukunftsweisende Leistung Heinrichs I. gelten. Seine erste Begegnung mit König Karl III. von Westfranken gehört dagegen noch in den vertrauten Horizont fränkischer Verbundenheiten. Den Umbruch von 919 konnte der selbstbewußte Karolinger nicht für die Wiederherstellung der fränkischen Einheit nutzen; der endgültige Zerfall des karolingischen Großreichs vom Jahr 888 war nicht mehr rückgängig zu machen. Ostfranken und Westfranken, aus denen Deutschland und Frankreich herauswuchsen, traten trotz alter Gemeinsamkeiten unterschiedliche Wege in die mittelalterliche Geschichte an.

In dieser Umbruchssituation fanden die Könige nach kriegerischen Scharmützeln zu einem Waffenstillstand, um bei Bonn zum Friedensschluß zusammenzukommen. Gesandte hatten den Ablauf des Treffens ausgehandelt. Am 4. November 921 sahen sich die Könige über den Rhein hinweg einen Tag lang an, eine Maßnahme zur Vertrauensbildung. Am 7. November fuhren sie zu einem Schiff in der Flußmitte, der exakten Grenze des west- und des ostfränkischen Reichs, um einen Vertrag über Eintracht und Freundschaft zu schließen. Karl und Heinrich schworen über mitgeführten Reliquien, dem anderen Freund zu sein, «wie ein Freund seinem Freund gegenüber in rechter Weise sein muß, nach meinem Wissen und Können». Der Vertragstext erhielt sich in westfränkischer Ausfertigung mit langer Zeugenliste. Die Namen der anwesenden Bischöfe und Grafen erhellen die Bedeutung dieser Eliten für das Handeln ihrer Könige. Karl III. («der Einfältige») trat als König der Westfranken (*rex Francorum occidentalium*), Heinrich I. als König der Ostfranken (*rex Francorum orientalium*) auf.¹¹ Indem Heinrich den Rhein als Treffpunkt an der Grenze akzeptierte, billigte er die Zugehörigkeit Lotharingens zum Westreich. Dafür gewährte die westfränkische Kanzlei dem König des Ostens Anteil an der gemeinsamen fränkischen Geschichte. Die beiden Titelformen bezeichnen trotz ihrer Einmaligkeit jene anhaltende fränkische Handlungsgemeinschaft, der die Könige entstammten.

Seine Bewährungsprobe bestand das Freundschaftsbündnis nicht.

Gegen Karl III. erhob der westfränkische Adel schon 922 Robert I. zum König, nach dessen Tod 923 Rudolf. Der Karolinger geriet 923 in Kerkerhaft und starb dort 929. Bald schloß Heinrich I. auch mit dem neuen König Robert ein Freundschaftsbündnis ab.

Die Einung der Adelsgesellschaft

Mit der Königswahl trat Heinrich aus der Gemeinschaft seiner adligen Standesgenossen hervor. Auf Dauer wollte er sie als treue Gefolgsleute gewinnen, nachdem Konrad I. an den Konflikten mit Adelsgruppen gescheitert war. Heinrich trat zwar selbstbewußt in die Traditionen seines Amtes ein. Doch er beachtete auch sorgfältig den Rang jener Eliten, deren Konsens für das Gedeihen des Reichs nötig war. In den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts nahm der Aufstieg wichtiger Adelsfamilien Form an. Wegen der mittelalterlichen Einnamigkeit können wir die Verwandtschaftsverbände nicht wie später durch Familiennamen, Stammburgen oder Länder bezeichnen. Darum bedient sich die Geschichtswissenschaft hilfswise der Namen von Stammvätern oder häufig vorkommenden Leitnamen. Aus der Gruppe der Grafen traten die Liudolfinger in Sachsen, die Konradiner in Franken und später in Schwaben, die Luitpoldinger in Bayern und die Reginare in Lotharingen hervor. Ihren neuen Rang markierten neue Titel, erst Markgraf (*marchio*), dann Herzog (*dux*). Das Herzogtum (*ducatus*) verband sich mit politischen Einheiten (*regna*) und Völkern (*gentes*), aus denen das ostfränkische Reich zusammenwuchs: die Franken, Sachsen, Alemannen/Schwaben, Bayern und Lotharingier. Die Bindung der Grafen an die Könige ging zwar nicht verloren. Aber die Herzöge schoben sich in den Vordergrund, vertraten ihr Volk vor dem König und begegneten ihrem Volk als Beauftragte des Königs.

Heinrich kannte diese Elitebildung, nutzte als Herrscher die Hierarchisierung, kooperierte mit den neuen Herzögen und prägte so das Handlungsgefüge im Reich. Mit den Herzögen Eberhard von Franken, Burkhard von Schwaben oder Arnulf von Bayern hatte er schon früh Freundschaftsbündnisse (*amicitiae*) abgeschlossen. Sie fußten auf der Idee der Gleichrangigkeit und banden eigenständige Kräfte geschickt in ein gemeinsames Wollen ein. Die süddeutschen Herzöge betrieben zwar ihre Politik über die Alpen hinweg weiter. Arnulf übte in Bayern

sogar das Königsrecht der Bischofseinsetzung aus. Doch das Netz des Königs über sein Reich verdichtete sich. Herzog Giselbert von Lotharingen wurde im Wechsel zum ostfränkischen Reich zum Freund des Königs und erhielt 928 Gerberga zur Frau, die Tochter Heinrichs I. und Mathildes. Anders als seine Amtsvorgänger betrieb Heinrich mit seiner Kinderschar Familienpolitik und schuf durch Eheverbindungen Loyalitäten.

Sein Vorrang erwies sich im November 926 auf einem Wormser Hoftag bei der Vergabe der schwäbischen Herzogswürde. Herzog Burkhard war verstorben, als er seinen Schwiegersohn König Rudolf II. von Burgund in Italien unterstützte. König Rudolf kam nach Worms und mußte erleben, daß der Konradiner Hermann das Herzogtum Schwaben und die Hand der Herzogswitwe erlangte. Heinrich I. belohnte jene Familie, deren Zustimmung er die Königswahl verdankte. Vom Burgunderkönig erlangte er gegen Abtretung alemannischer Gebiete die Heilige Lanze mit einem Nagel vom Kreuz Christi. Sie wurde bald als siegverheißendes Herrschaftszeichen zur wichtigsten Insignie seiner Nachfolger. So bekräftigte der ostfränkische König nicht nur seine Herrschaft im Reich, sondern etablierte sich auch im Kreis der fränkischen Könige. Dem Herrschertreffen von Worms 926 folgte noch eine zweite Begegnung mit dem burgundischen König Rudolf 935, zu dem auch der gleichnamige westfränkische Herrscher stieß. Noch unterschied man in jenen Jahrzehnten nicht zwischen Innen- und Außenpolitik, noch handelten die Adelsverbände grenzüberschreitend, noch erhielten sich Gemeinsamkeiten der Könige.

Gleichwohl respektierten sie auch die nötigen Abgrenzungen. So festigte sich das ostfränkische Reich im Zusammenhalt seiner Eliten, vom König geschickt in persönlichen Freundschaftsbünden strukturiert. Zur Inszenierung des Vertrauens traten Gebetsverbrüderungen. Heinrich I. überzog sein Reich geradezu mit einem Netz geistlicher Gemeinschaft, wie neuerdings wahrscheinlich gemacht werden konnte. Nur Bruchstücke dieses Miteinanders von Kirchen, Klöstern und Mächten erhielten sich in Verbrüderungsbüchern, vor allem aus dem Bodenseegebiet und aus Lotharingen. Die Listen gegenseitigen Gebetsgedenkens verleihen den Namen in einer weitgehend schriftlosen Gesellschaft Dauer. Auch wenn die Schritte von Namen zu Menschen nur selten gelingen, muß Heinrichs Regierungszeit nicht mehr als bloßer Gipfelpunkt mittelalterlicher Quellenarmut bedauert werden.

Daß Heinrich seine Kriegergesellschaft durch Freundschaftsbünde und Gebetsverbrüderungen einte, mag bei allen quellenkritischen Problemen als wesentliches Zeichen seiner Herrschaft gelten. Im Vergleich mit der Erfolglosigkeit Konrads I. bedeutete das einen Neubeginn. Heinrich gab damit dem Konsens eine Chance. Gleichwohl dürfen die Dauerhaftigkeiten des Miteinanders nicht vergessen werden, denn große Adelsverbände prägten schon seit dem 9. Jahrhundert die Politik der fränkischen Teilreiche.

Verändert wurde im Spiel der Kräfte die Rolle des Königs. Heinrich blieb kein Getriebener mehr, sondern beherrschte im konsensualen Miteinander die Spielregeln des Treibens. Daß er in gefährlichen Zeiten überlebte, verdankte er nicht bloß seinem Freundschaftswillen und den Gebetsbünden. Entscheidend für seinen historischen Erfolg wurden Angst und Schrecken, die Heinrich I. als Kriegsheld Freunden wie Feinden einhämmerte. Dieser König verbreitete Frieden im Innern, weil er sich so gut auf den Terror nach außen verstand!

Der Kriegsheld

In der modernen Pädagogik hätte die liudolfingische Erziehung keine Chance. Uns erstaunen die Aufgaben, die Otto («der Erlauchte») seinem Sohn stellte. Schon der Heranwachsende mühte sich um den Ruhm seines Volkes und die Befestigung des Friedens. «Der Vater aber bemerkte die Klugheit und große Weisheit des jungen Mannes und überließ ihm ein Heer und die Führung eines Feldzuges gegen die Dalminzier, mit denen er selbst schon lange kämpfte. Die Dalminzier konnten seinem Angriff nicht widerstehen und holten gegen ihn die Awaren, die wir nun Ungarn nennen».¹² Von Jugend an lebte Heinrich in einer Kriegergesellschaft. Die moderne Historie verliert aus aktuellen Bedürfnissen nach Frieden und Konsens die grausamen Realitäten des 10. Jahrhunderts aus den Augen. Vor hundert Jahren bewahrten sich die preußischen Reserveoffiziere auf den Kathedern bei aller sonstigen Verblendung noch ein tieferes Verständnis. Heranwachsende Thronfolger wurden im früheren Mittelalter nicht nur in freundschaftsstiftenden Ritualen, sondern zuvorderst in der Reiterattacke geschult. Ihr Gemeinschaftsverständnis entstand im Kampf. Freundschaften benötigten sie zum schieren Überleben. Im Heeresdienst fan-

den Heinrich I. und sein Sohn Otto die Schulung für das Leben. Spätere Könige, in Domschulen erzogen, mochten andere Erfahrungen mitbringen. Heinrich und Otto erfuhren ihre Bildung noch im Kampf gegen Slaven und Ungarn. Nur wer Schrecken verbreitete, erlangte Ehre. Nur wer Furcht erzeugte, erfuhr Achtung. Solche Zusammenhänge sind uns heute – glücklicherweise verwöhnt durch eine lange Friedensperiode in Mitteleuropa – abhanden gekommen. Trotzdem müssen wir mittelalterliche Selbstverständlichkeiten erkennen, um Vergangenheit nicht aus bürgerlichen Tugenden zu konstruieren.

Heinrichs Erfolge erwuchsen aus Freundschaftsbündnissen, doch nicht minder aus dem Terror, den er gegen seine Feinde verbreitete. Thietmar von Merseburg brachte das doppelte Erfolgsrezept später treffsicher in Worte: «Er war ein Mann, der die Seinen weise zu behandeln und seine Feinde schlau und kraftvoll zu überwinden wußte».¹³ Am härtesten erfuhren das zunächst slavische Völkerschaften an Elbe und Saale, dann die Ungarn. Seit ihrem Auftauchen in Mitteleuropa galten diese heidnischen Reiterkrieger als furchtbarer Schrecken, gegen den in Bayern und Sachsen alle Abwehr versagte. Auch König Heinrich mußte von seiner Pfalz Werla aus noch den Plünderungen zusehen. Da brachte ein glücklicher Zufall einen ungarischen Anführer 926 in sächsische Gefangenschaft. Für seine Freilassung gewährten die Ungarn gegen hohe Tributzahlungen einen Waffenstillstand auf neun Jahre.

Diese Zeit nutzte der König zur Zusammenfassung aller Kräfte für die Reichsverteidigung. In Gebetsverbänden und Abgabenerhebungen leisteten die Kirchen ihren Anteil. Die gesamte waffenfähige Bevölkerung wurde auf den Kampf vorbereitet. Widukind von Corvey fing dies in seiner berühmten Geschichte vom landesweiten Burgenbau Heinrichs ein: «Zunächst wählte er unter den bäuerlichen Kriegern jeden neunten aus und ließ ihn in den Burgen wohnen, um für seine acht Genossen Wohnungen zu errichten und den dritten Teil aller Früchte entgegenzunehmen und zu verwahren; die übrigen acht aber sollten für den Neunten säen, ernten, Früchte sammeln und sie an ihrem Platz aufbewahren. Gerichtstage, alle Zusammenkünfte und Gastmähler ließ er in den Burgen abhalten, an deren Bau man Tag und Nacht arbeitete, um im Frieden zu lernen, was im Notfall gegen die Feinde zu tun sei».¹⁴ Dieser Bericht ließ zahllose frühmittelalterliche Burganlagen als «Heinrichsburgen» erscheinen, doch die moderne Mittelalterarchäologie mahnt zur Vorsicht. Tatsächlich fing Widu-

kinds Geschichte eher die Ausdifferenzierung der Gesellschaft und die zunehmende Arbeitsteilung zwischen spezialisierten Kriegerern und dienenden Bauern ein. Nicht mehr die alte fränkische Einheit zwischen freiem Bauern und freiem Krieger prägte die Wehrverfassung im Umbruch zunehmender Feudalisierung. Seit dem 9./10. Jahrhundert schichteten sich die Waffenträger von der Mehrheit der Bevölkerung ab, die jetzt für die Ernährung der Eliten sorgte.

Zur Indienstnahme der Kirche und zum Bau von Verteidigungsanlagen trat die planvolle Einübung des modernen Reiterkampfs. Heinrich nutzte den Waffenstillstand mit den Ungarn zur Schulung seiner Truppe. Der König «fiel plötzlich über die Slaven, die Heveller genannt werden, her, zermürbte sie in vielen Schlachten und nahm schließlich in einem sehr harten Winter, in dem er sein Lager auf dem Eis aufschlug, die Brennaburg [Brandenburg] mit Hunger, Eisen und Kälte». Dann eroberte er die Burg Jahna, verteilte die Beute an seine Krieger, ließ sämtliche Erwachsenen ermorden und gab die Kinder in die Sklaverei.¹⁵ In solchen «Truppenübungen» wurden die östlichen Nachbarn des Reichs nacheinander tributpflichtig gemacht, die Abodriten, Wilzen, Heveller, Dalminzier, Böhmen und Redarier. Ein Gegenschlag der Redarier und die sächsische Vergeltung durch Markgraf Bernhard ließ die zunehmende Brutalisierung des Kriegs hervortreten. Nachdem die Redarier alle Einwohner der eroberten Burg Walsleben getötet hatten, errang Bernhard einen strahlenden Sieg bei Lenzen. 200 000 Feinde – die Zahl ist übertrieben – hätten dort ihr Leben verloren: «Alle Gefangenen wurden, so hatte man ihnen verheißen, am folgenden Tag geköpft.»¹⁶ Zur Feier dieses Erfolgs verheiratete Heinrich seinen Sohn Otto mit der angelsächsischen Königstochter Edith.

Der König stand im Zentrum einer Gewaltspirale. Seine Tribute an die Ungarn holte er sich mit «Hunger, Eisen und Kälte» (*fame ferro frigore*) von den Slaven. So gewann er «eine im Reiterkampf erprobte Truppe» und schloß mit dem Adel den Pakt zum riskanten Entscheidungskampf. Als ungarischen Gesandten die Abgaben verweigert wurden, begann 933 der Krieg. In zwei Heeren kämpften die Ungarn in Thüringen. Ihre westliche Abteilung wurde von Sachsen und Thüringern besiegt, die Heerführer getötet, die Krieger zerstreut: «Von ihnen verhungerte ein Teil, andere erfroren, noch andere starben niedergehauen oder gefangen, wie sie es verdienten, eines jämmerlichen Todes». Den östlichen Truppenverband griff König Heinrich selbst an

und errang bei Riade (vermutlich Ritteburg/Thüringen) einen Sieg. Demütig stattete er Gott und der Kirche seinen Dank ab: «Darauf wurde er vom Heer Vater des Vaterlandes, Gebieter aller Dinge und Kaiser genannt, und der Ruf seiner Macht und seiner Tapferkeit verbreitete sich weit und breit über alle Völker und Könige.»¹⁷

Widukinds Worte sind antiken Vorlagen und der römischen Idee des Heerkaisertums entlehnt. Der Mönch ließ seine Könige im Heidenkampf gegen die Ungarn zu Kaisern werden und trotzte gezielt jener Wirklichkeit, in der nur der Papst in Rom die Kaiserkrönung spendete. Heinrichs Triumph von 933 hält die Übertreibung des Chronisten aus. Dem Sieger brachte er zwar keinen wirklichen Kaisertitel. Doch die Furcht vor der Unbesiegbarkeit der Ungarn war zerstört; für wenigstens zwei Jahrzehnte verschonten sie das Reich. In sich vereinte der König den Friedensfürsten wie den Kriegshelden zugleich. Im Rückblick unterschieden sich die Urteile, die den Konsensstifter oder den Schlachtensieger lobten, weil die Moderne nicht mehr beides verknüpfen will. Doch im Erfolg des 10. Jahrhunderts gehörten der Mann des Siegs und des Friedens noch zusammen.

Eine zukunftsfähige Familie

Nicht nur durch Eignung und Geschick überragte Heinrich I. seine beiden Vorgänger. Er war auch in der Lage, Söhne und Töchter zu zeugen. In einer Zeit, in der Kinder wichtiges Unterpfand von Dauerhaftigkeit und Erinnerung bedeuteten, galt das noch als großes Glück. Erst im Vergleich tritt die generative Potenz Heinrichs richtig hervor. Seine beiden Vorgänger hatten keine Kinder; Otto der Große, der Nachfolger auf dem Thron, hinterließ beim Tod gerade einen überlebenden Sohn, und auch dieser brachte nur noch einen Knaben hervor. Otto III. und Heinrich II. starben dann kinderlos. Die Sorge um den Thronerben blieb das beständigste Thema der mittelalterlichen Herrschergeschichte. Zumeist starben die Dynastien im Mannesstamm aus. Die lange Dauer über Jahrhunderte blieb nur ganz wenigen Geschlechtern wie den Robertinern/Kapetingern oder den Welfen beschieden. Darum ragen Heinrichs Söhne und Töchter aus der mittelalterlichen Kinderlosigkeit von Herrschergeschlechtern so deutlich hervor. Thankmar, der Älteste aus der umstrittenen Verbindung mit

Hatheburg, besaß keine Chancen auf die Herrschaftsfolge und kam im Kampf gegen seinen jüngeren Halbbruder Otto 938 zu Tode. Die drei Söhne Otto, Heinrich und Brun aus Heinrichs I. Ehe mit Mathilde durften sich Hoffnungen auf die Nachfolge im Königtum machen. Seit Jahrhunderten nämlich wurde beim Tod eines Herrschers das Reich unter die legitim geborenen Söhne aufgeteilt. Erstmals rückte das burgundische Königtum der Welfen 912 von diesem Teilungsbrauch ab. Auch beim Tod Heinrichs I. folgte im ostfränkischen Reich nur Otto als der Älteste aus Heinrichs gültiger Ehe. 954 setzte sich die Primogenitur auch im westfränkischen Reich durch.

Über die Gründe für die Unteilbarkeit des Reichs, Voraussetzung für die Bildung mittelalterlicher Nationen, wurde viel gerätselt. Zur Deutung führte man den zunehmenden Anteil des Adels an der Politikgestaltung ins Feld, der seine Zukunft nicht mehr von biologischen Zufällen der Dynastie abhängig machen wollte. Als man beim Tod Heinrichs I. 936 dem burgundischen Vorbild folgte, hatte der sterbende Herrscher bereits die Wege geebnet. Auch wenn die Verfügungen in ihrer Chronologie umstritten bleiben, bedeutete schon die Einweisung des jüngsten Sohns Brun in die geistliche Laufbahn – er sollte später Erzbischof von Köln werden – eine entschiedene Abkehr von der fränkischen Teilungspraxis.

Der Konflikt um Teilung oder Unteilbarkeit des Reichs wurde zwischen Otto und seinem jüngeren Bruder Heinrich ausgetragen. Für den Älteren führte man später seine Eignung, für den Jüngeren seine Geburt während der Königsherrschaft des Vaters als besondere Auszeichnung ins Feld. Ottos Königtum von 936 markierte die entscheidende Zäsur in der abendländischen Thronfolgeregelung. Daneben diskutierte man die mütterliche Zuneigung zum Jüngeren. Thietmar von Merseburg machte gar den Teufel für den Zwist in der Königsfamilie verantwortlich. Heinrich I. hätte sich in der Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag betrunken und seine Ehefrau vergewaltigt. Diesem Fehltritt entstammte Heinrich. Der schreibende Bischof setzte das Wissen voraus, daß fast alles an Heinrichs Verhalten verboten war, der Alkohol in der Karwoche und die sexuelle Gier vor dem Karfreitag. Nur mit Mühen entriß die Geistlichkeit den jüngeren Heinrich als Produkt «des Voglers» dem Teufel. Entstanden solche Erklärungen aus dem Rückblick eines generationenlangen Zwists in der Herrscherfamilie, oder beschäftigten sie schon die Zeitgenossen Heinrichs I.?

Unstrittig ist der Aufbau Ottos zum Nachfolger. Für ihn warb der Vater um eine angelsächsische Königstochter aus der Nachkommenchaft des heiligen Oswald. Der jüngere Heinrich sollte wenigstens die Tochter des bayerischen Herzogs Arnulf heiraten. Als Heinrich I. die Witwengüter seiner Frau Mathilde 929 festlegte, verwies er auf den Konsens nur des ältesten Sohns Otto.¹⁸ Daß die Zustimmung des jüngeren Bruders wegen seiner «Minderjährigkeit» nicht nötig war, mag man bezweifeln, weil wir inzwischen gut über die vollgültigen Rechte hochgestellter Kinder Bescheid wissen. So muß man wohl Heinrich I. die Urheberschaft für die Thronfolge des ältesten Sohns zubilligen, wann immer diese Entscheidung zwischen 929 und 936 auch fiel.

935 traf den König ein Schlaganfall. Den angeblichen Plan zum Romzug vermochte er nicht mehr in die Tat umzusetzen. Als er am 2. Juli 936 in seiner Pfalz Memleben starb, waren die Weichen schon gestellt. Einem erneuten Wechsel der Königsfamilie wie 911 und 919 brauchte das Reich deshalb nicht entgegenzusehen, weil Heinrich für die Nachfolge angemessen vorgesorgt hatte. Er erlebte nicht mehr, daß seine beiden Töchter Gerberga und Hadwig mit König Ludwig IV. von Westfranken und Herzog Hugo (dem Älteren) von Franzien die herausragenden Handlungsträger des Westens heirateten und damit die ältere fränkische Handlungsgemeinschaft erneuerten. So formten die Nachfahren Heinrichs I. und Mathildes über die Jahrhunderte die Geschichte der europäischen Reiche.

Schluß

Die Idee eines programmatischen Neubeginns in der deutschen Geschichte wird Heinrich I. nur bedingt gerecht. Er präsentierte sich in der Tradition der Könige und handelte im Gefüge der fränkischen Reiche. Allerdings verschoben sich die Schwerpunkte in die sächsische Zentrallandschaft. So markiert Heinrichs Herrschaftsantritt keine gravierende Zäsur in der Geschichte eines Reichs, das wir anhaltend als ostfränkisches bezeichnen. Doch der Wandel wird auch nicht verkannt: die Akzeptanz konsensgestützter Herrschaft, die biologische Fruchtbarkeit des Herrscherpaars, die politischen Erfolge nach innen und außen. Heinrich I. hätte nicht begriffen, warum wir die Reihe der deutschen Herrscher des Mittelalters mit ihm eröffnen. Aber er stand

am Anfang einer Herrscherdynastie, die karolingerzeitlichem Zerfall Weichen in die Zukunft stellte. In sagenhafter Verklärung beschrieben die *Pöhlde Annalen* im 12. Jahrhundert den Aufbruch anekdotisch aus bescheidenen Anfängen: «Das ist der erste Heinrich nach Karl, und er hat den Beinamen ‚der Vogler‘ (*auceps*) davon, daß er auf der Jagd einmal auf seinem Hof Dinklar des Winters Rauhigkeit meidend mit zügellosen Knaben den Vögeln Schlingen legte. Bei dieser Arbeit wurde er von den Fürsten gefunden und unerwarteterweise zu Aachen auf den Thron erhoben.»¹⁹

Solche Geschichten freuten das Bildungsbürgertum. Lange prägte das Gedicht «Heinrich der Vogler» von Johann Nepomuk Vogl das Geschichtsbewußtsein tiefdringender als alle mittelalterlichen Quellen:

«Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
 Recht froh und wohlgemuth;
 Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
 Der Morgenröthe Glut ...
 Er lauscht und streicht sich von der Stirn'
 Das blondgelockte Haar,
 ‚Ei doch! was sprengt denn dort herauf
 Für eine Ritterschar?‘ ...
 Da schwenken sie die Fahnlein bunt
 Und jauchzen: ‚Unser'n Herrn! –
 Hoch lebe Kaiser Heinrich! – Hoch
 Des Sachsenlandes Stern!‘
 Dieß rufend, knie'n sie vor ihn hin
 Und huldigen ihm still,
 Und rufen, als er staunend fragt:
 ‚S'ist deutschen Reiches Will'!‘
 Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
 Hinauf zum Himmelszelt:
 ‚Du gabst mir einen guten Fang! –
 Herr Gott, wie Dir's gefällt.‘»²⁰

Die Blicke auf Heinrich I. bleiben über fast 1100 Jahre von Erinnerungen und Sehnsüchten der Nachgeborenen gelenkt. Nirgends offenbart sich der wirkliche Mensch. Darum muß ein vielfach instrumentalisierter König ausgehalten werden, stilisiert zum Sachsen, Franken oder Deutschen, zum Gestalter der Freundschaft oder des Kriegs, eben ein Mann mit vielen späteren Gesichtern, auch wenn er sich uns nur in einem einzigen Siegelbild offenbart.

Ausgewählte Quellen und Literatur zu den Herrscherportraits und Anmerkungen

Einleitung

Anmerkungen

- 1 Quellen zur Reichsreform im Spätmittelalter, hg. von Lorenz Weinrich (Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters 39), Darmstadt 2001, S. 380–411.
- 2 Heinrich Heine, Deutschland. Ein Wintermärchen, in: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, Bd. 4, bearb. von Winfried Woesler, Hamburg 1985, Caput XVI und XVII, S. 128–130.
- 3 Otto von Freising, Chronica sive Historia de duabus civitatibus, hg. von Adolf Hofmeister (MGH. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 45), Hannover/Leipzig 1912, VI 17, S. 276 f.
- 4 Kaisergestalten des Mittelalters, hg. von Helmut Beumann, München 3. Aufl. 1991. Vom Ansatz her vergleichbar ist aus neuerer Zeit: Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, hg. von Karl Rudolf Schnith, Graz/Wien/Köln 1990.

Heinrich I. (Bernd Schneidmüller)

Quellen und Literatur

Widukind von Corvey, Res gestae Saxonicae, hg. von Hans-Eberhard Lohmann/Paul Hirsch (MGH. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 60), Hannover 5. Aufl. 1935; Regino von Prüm, Chronicon cum continuatione, hg. von Friedrich Kurze (MGH. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 50), Hannover 1890; Liudprand von Cremona, Opera omnia, ed. Paolo Chiesa (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis 156), Turnhout 1998; Hrotsvit von Gandersheim, Opera omnia, hg. von Walter Berschin (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana), München/Leipzig 2001; Thietmar von Merseburg, Chronik, hg. von Robert Holtzmann (MGH. Scriptores rerum Germanicarum N.S. 9), Berlin 1935; Die Urkunden Konrad I. Heinrich I. und Otto I., hg. von Theodor Sickel (MGH. Diplomata regum et imperatorum Germaniae 1), Hannover 1879–1884.

Althoff, Gerd/Keller, Hagen: Heinrich I. und Otto der Große. Neubeginn auf karolingischem Erbe (Persönlichkeit und Geschichte 122–125), Göttingen 2. Aufl. 1994; Althoff, Gerd, Amicitiae und Pacta. Bündnis, Einung, Politik und Gebetsgedenken im beginnenden 10. Jahrhundert (MGH. Schriften 37), Hannover 1992; Althoff, Gerd, Die Ottonen. Königsherrschaft ohne Staat (Urban-Taschenbücher 473), Stuttgart/Berlin/Köln 2000; Ehlers, Joachim, Die Entstehung des deutschen Reiches (Enzyklopädie deutscher Geschichte 31), München 2. Aufl. 1998; Fried, Johan-

nes, Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024 (Propyläen Geschichte Deutschlands 1), Berlin 1994; Fried, Johannes, Die Königserhebung Heinrichs I. Erinnerung, Mündlichkeit und Traditionsbildung im 10. Jahrhundert, in: *Mittelalterforschung nach der Wende* 1989, hg. von Michael Borgolte (Historische Zeitschrift, Beihefte NF 20), München 1995, S. 267–318; Glocker, Winfrid, Die Verwandten der Ottonen und ihre Bedeutung in der Politik. Studien zur Familienpolitik und zur Genealogie des sächsischen Kaiserhauses (Dissertationen zur mittelalterlichen Geschichte 5), Köln/Wien 1989; Keller, Hagen, Die Ottonen, München 2001; *Ottonische Neuanfänge. Symposion zur Ausstellung «Otto der Große, Magdeburg und Europa»*, hg. von Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter, Mainz 2001; *Otto der Große, Magdeburg und Europa*, 2 Bde., hg. von Matthias Puhle, Mainz 2001.

Anmerkungen

- 1 Das Siegel bei Rainer Kahsnitz: *Otto der Große, Magdeburg und Europa* 2, S. 106 f.
- 2 Die Urkunden Konrad I. Heinrich I. und Otto I., Nr. 1, 6, 10 (original erhaltene Urkunden).
- 3 Widukind, I 21.
- 4 So Althoff, *Die Ottonen*, S. 32–34.
- 5 *Annales Iuvavenses maximi. Continuatio altera*, hg. von Harry Bresslau, MGH. *Scriptores* 30/2, Hannover 1934, S. 742. Zeitlich näher ist ein Reichenauer Nekrologeintrag zu «König Arnulf»: Roland Rappmann/Alfons Zettler, *Die Reichenauer Mönchsgemeinschaft und ihr Totengedenken im frühen Mittelalter* (Archäologie und Geschichte 5), Sigmaringen 1998, S. 441 f. Kritisch Roman Deutinger, *Deutsches Archiv* 58, 2002, S. 17–68.
- 6 Adolf Morlang, *König Konrad I. und sein Denkmal bei Villmar a. d. Lahn*, in: *Nassauische Annalen* 113, 2002, S. 409–420.
- 7 Widukind, I 25.
- 8 Widukind, I 26.
- 9 Thietmar, I 8.
- 10 Widukind, I 27.
- 11 MGH. *Constitutiones* 1, hg. von Ludwig Weiland, Hannover 1893, Nr. 1.
- 12 Widukind, I 17.
- 13 Thietmar, I 9.
- 14 Widukind, I 35.
- 15 Widukind, I 35.
- 16 Widukind, I 36.
- 17 Widukind, I 38–39.
- 18 Die Urkunden Konrad I. Heinrich I. und Otto I., Nr. 20.
- 19 *Annales Palidenses auctore Theodoro monacho*, hg. von Georg Heinrich Pertz, MGH. *Scriptores* 16, Hannover 1859, S. 48–98, hier S. 61.
- 20 Johann Nepomuk Vogl, *Balladen, Sagen und Legenden*, Wien 1846, S. 52 f.